

In sieben Monaten um den Globus

ZWISCHENBERICHT DER WELTFAHRER DES WEINBACHER WANDERVOGELS

Seit nunmehr sieben Monaten sind wir unterwegs, aufgebrochen zu Fuß in Weinbach, per Tramp durch Europa, Kleinasien, den Iran bis Pakistan, mit eigenen Motorrädern durch Indien, dann durch Nepal, Tibet, China, Vietnam und Kambodscha, aufgebrochen zu dritt, kurzzeitig zu viert und jetzt noch zu zweit.

Es wird schon dämmerig, als wir nach einem anstrengenden und heißen Tag das Dorf Taoy im Bergland von Südlao erreichen. Was uns beschäftigt, ist auch hier in diesem abgelegenen Dorf erst mal unser Durst und Hunger. Die Frau in dem Krämerladen reicht uns kalten Tee, mehr scheint sie nicht zu haben, Kaffee wohl noch, aber nichts zu essen. Wir fragten sie, wo wir schlafen können, eventuell hier im Haus? Na, da winkt sie gleich ab, irgendwo weiter hinten am Fluß, da soll was sein. Ich gehe hin und finde ein leeres Haus. Wenigstens das wäre geklärt. – Nun werde ich versuchen, ihr das mit dem Essen zu erklären, Pat will sich derweil das leere Haus auch einmal ansehen. Als ich sie dann soweit habe, daß sie eine Nudelsuppe bereiten will, kommt Pat zurück. Kurz angebunden sagt er: „Vergiß die Nudelsuppe, saddle auf und komm mit.“ Was er wohl gefunden hat?

Kurz vor der Hütte biegen wir ab. Da steht ein Pritschenwagen, auf dem ist „terre des hommes“ draufgeschrieben. Pat erklärt: „Eben grade sind zwei Frauen und ein Mann angekommen, sie sprechen Englisch, haben

hier ein Haus und sind von der Entwicklungshilfe, sie haben uns zum Essen eingeladen.“ Na also! Im Vorraum dürfen wir außerdem schlafen.

Eidechsen und Papageien

Als es dunkel wird, hat sich schon eine beträchtliche Zahl Kinder auf der Terrasse des Hauses versammelt. Wir setzten uns dazu. Erst vollführen wir ein paar Akrobatikstücke, die diese dann begeistert nachzumachen versuchen. Singen mögen sie auch gerne, aber unsere westlichen Melodien scheinen sie nicht mitzureißen. Schon haben sie eine Trommel und ein Tamburin organisiert und nehmen uns das Heft aus der Hand. Unten, neben der Hauswand, brennt währenddessen ein kleines Feuer, ältere Mädchen, drei oder vier, sitzen Drumherum, ein Topf lehnt halb über den Flammen und, ah, sie wenden die große Eidechse schon, die auf dem Feuer liegt, schaben die Schuppen ab und schlitzten sie nun auf. Im Topf werden die beiden jungen Papageien sein. Na, da bin ich aber auf unser Essen gespannt.

Das Essen sei fertig, berichtet mir die junge Frau. Beim Schein der Funzel genießen wir zum kalten Reis die von den Kindern gekochten Leckereien.

„Morgen wollen wir weiter in die Berge vordringen.“, geben wir bekannt und befragen unsere Gastgeber dazu. „Oh, ja schön“ sagen sie, „aber paßt auf, die Bergbevölkerung ist Fremden gegenüber sehr zurückhaltend, wenn nicht gar feindlich eingestellt.“ Das sind ja Aussichten, denke ich. „Aber“, so werfen die Entwicklungshelfer ein, „ihr fallt bestimmt so aus dem Rahmen, daß sie gar nicht wissen, was sie mit euch anstellen sollen, denn ihr Mißtrauen richtet sich vornehmlich gegen das Volk aus den Tälern, gegen uns Laoten, die wir die Gesetze machen und das Land regieren.“

Nach dem Essen ziehen sie sich zurück und auch wir legen uns unter dem Schutz des Moskitonetzes schlafen.

Der nächste Morgen: Nach nur wenigen Minuten sind wir schon auf einem Hügelkamm, von dem aus wir sowohl Taoy als auch zwei weitere Dörfer sehen können. Links neigt sich die Erde steil und an dem Hang wachsen nur wenige Bäume, rechts, wo sich der Hügel nur sehr langsam dem Tale nähert, wurde der Baumbestand abgebrannt und das verbrannte Land harret nun durstig dem Beginn der Regenzeit, die unmittelbar bevorsteht. Die Hügellandschaft scheint zwar fruchtbar zu sein, doch ist die Humusschicht nicht allzu dick und die Bauern müssen alle paar Jahre eine weitere Fläche brandrodern, um unverbrauchte Böden für intensive Landwirtschaft nutzen zu können. So zerstören sie auf lange Sicht ihre Lebensgrundlage, doch sie haben kaum eine andere Wahl. Aus ihrer angestammten Heimat, den Ebenen, wurden sie, wie auch viele andere Stämme Indochinas, von Tai-völkern, Vietnamesen und Chinesen in die unwegsamen Vorgebirge verdrängt. Hier müssen sich die „Lao-Theung“ den gegebenen Umständen notgedrungen anpassen.

Unser Pfad führt durch dichte Bambushaine und über Bachläufe überspannende Baumstämme schließlich in das Nachbartal, wo wir einen Fluß vermuten. Wir erreichen eine Ansiedlung, Hunde schlagen an, die halbnackten Frauen schauen mit gerunzelter Stirn von ihrer Arbeit auf und mustern uns zweifelnd. Wir merken, daß man uns hier nicht willkommen heißen wird, daher sehen wir zu, daß wir weiterkommen.



Die Wege in den laotischen Bergen sind nicht immer einfach...

Foto: Holzworth

Bambus schwimmt nicht?!

Der Pfad führt uns noch ein paar Stunden weiter, bis er schließlich an den erwarteten Fluß anschmiegt. Als wir nun die dicken Bambussträucher bemerken, kommt uns eine verwegene Idee: wir könnten uns ein Floß bauen und einfach den Fluß hinunter treiben. Irgendwo wird er wohl hinführen. Und schon sehen wir Leute. Etwas stromabwärts führt eine Art Brücke über den Fluß. Über große, vom Wasser umflossene Steine sind Stämme gelegt und dort sind auf der ganzen Breite des Flusses Fischer bei der Arbeit verteilt.

Wir beschließen mit dem Floßbau zu beginnen. Etwas weiter flußabwärts schlagen wir uns vom Weg in die Büsche, um nach besonders dickem Bambus zu suchen, finden aber nichts geeignetes.

Wieder am Fluß laufen wir ein Stück weiter und entdecken dort tatsächlich einige passable Gewächse. Wir nehmen die Arbeit in Angriff. Doch als wir den Bambus schließlich im Wasser haben, ergibt sich eine kleine Enttäuschung: die Stücke sind so schwer, daß sie kaum über Wasser bleiben.

Aber da lag doch etwas weiter zurück ein ungefallener Baum, fällt es uns ein. Die Bambusstücke könnten wir ja an das Stammholz als Stabilisierung anbauen. Ich mache mich auf die Suche nach einem Beil.

Noch etwas weiter am Hang haben wir Hütten gesehen. Die sind auch augenscheinlich bewohnt: eine alte Frau hockt in der Tür. Nein, sie scheut nicht zurück, und mit Händen und Füßen erkläre ich, was ich will. Aha, da kommt das Eisen zum Vorschein. Ich nehme es, verbeuge mich dankend und bekunde es zurückzubringen.

Auf dem Rückweg besehe ich das Ding genauer und bin ein wenig enttäuscht. Das ist eine bessere Sichel. Vielleicht schwerer, aber gewiß nicht schärfer. Das Hacken ist eine Qual. Doch dann naht Hilfe. Zwei neugierige Fischer kommen vorbei und beweisen nicht nur mehr Kraft beim Hacken, sondern haben auch mehr Ausdauer als wir. Die Sonne ist kaum untergegangen, da wuchten wir mit langen Knüppeln den gekürzten Stamm ins Wasser. Wir binden ihn gleich an.

Für heute ist genug getan, denn wir müssen auch an die Nacht denken und uns ein Quartier suchen. Das Beil bringe ich noch schnell zurück, frage auch gleich nach Essen und Übernachtung, das versteht man natürlich. Aber die Frau winkt ab. Stattdessen sollen wir ihrem Sohn folgen.

Wir folgen ihm über die Brücke ans andere Ufer. Da legt gerade ein flußabwärts fahrender Einbaum an. Aus dem Bauch wuchtet der Fahrer einen großen Sack an Land. Wie es scheint, haben wir denselben Weg, und also bieten wir uns an, das Ding zu tragen. Wir legen ihn über eine Stange, die wir auf die Schultern nehmen. Auf dem sich hinziehenden Pfad lese ich die Aufschrift auf dem Sack: „Ein Geschenk Polens“, es ist ganz offensichtlich Reis. Da ist also selbst hier in den Bergen von Südlao die europäische Entwicklungshilfe gegenwärtig. Erstaunlich! Doch nicht minder enttäuschend! Was soll denn das? Reis hierher in die Berge zu schicken. Auf diese Weise macht man den Stamm der Bergbewohner abhängig von Reislieferungen und entbin-



Die Arbeit am Floß stellte sich als schwieriger heraus als gedacht

Foto: Holzwarth

det ihn von der Pflicht, selbst Nahrungsquellen für sich zu erschließen.

Es dunkelt schon, als wir das Dorf erreichen. Gespielt müde, aber doch mit lächelnden Gesichtern, veranlassen wir die Herren uns in eines der vielen Häuser zu führen. Kissen und Matten werden ausgelegt und schon bald ist der Raum voll. Die Männer sitzen in der ersten Reihe und zwischendurch laufen und lügen Kinder. Na klar, gleich hinlegen können wir uns nicht, aber da bringt uns der Hausherr auch schon ein kleines Abendessen. Als das sprachlose Gespräch abzuflauen droht, gähnen wir kräftig und dürfen uns also hinlegen.

Malaria beendet vorerst die Fahrt

Es beginnt zu dämmern, da erwache ich, die Hausgenossen sind schon auf den Beinen, also reiben wir uns den Schlaf aus den Augen und packen die Rucksäcke. Wir sind noch gar nicht wieder am Fluß angekommen, als der bis dahin stille Pat bekundet, wie unwohl es ihm gehe. Gestern Abend schon hätte er Halsschmerzen und kaum Hunger gehabt, heute fühle er sich richtig mies. Ich schaue ihn mir an, Fieber hat er keines, er ist aber blaß im Gesicht. Ich stelle ihm die Frage, welche Richtung wir einzuschlagen hätten. Nur gequält kommt es aus ihm heraus, ja wir sollten umdrehen, wieder nach Taoy und nicht auf dem Fluß weiterfahren. Etwas verzweifelt wirkt er schon, denn auf der einen Seite steht das Abenteuer, die Floßfahrt ins Unbekannte, auf der anderen das bohrende Leid, das vielleicht von einer Halsentzündung herrührt. Die Entscheidung fällt uns nicht leicht, dennoch treffen wir sie letztendlich überzeugt.

Also, zurück Richtung Taoy.

Am frühen Morgen zu laufen ist natürlich weitaus angenehmer als in den Gluten des Nachmittags. So legten wir einen zügigen Schritt vor, den Pat indes schon bald nicht mehr halten kann. Doch eine Pause will er auch nicht machen und es ist überhaupt nicht viel aus ihm herauszubekommen. Nur schnell ankommen möchte er. Der Weg zieht sich hin und ich denke immer, die kleine Siedlung müsse bald kommen. Weiter und weiter, doch so langsam! Ich nehme Pats Rucksack und laufe schon vor, dem Pfad kann er gut folgen und ich denke, daß es ihm so schlecht nicht gehen könne. Seltsam allerdings: er hat noch kaum was getrunken.

Schließlich überspringe ich den letzten Bach und weiß, daß ich bald da bin. Der Mittag bringt eine große Hitze mit sich, zum Glück hat Pat ja die Feldflasche bei sich. Die Rucksäcke lege ich bei der Frau von vorgestern Abend ab, zu meiner Enttäuschung sind die Entwicklungshelfer nicht mehr da. Aber irgendwie müssen wir in die nächste Stadt kommen. Das sind immerhin noch achtzig Kilometer. Ich frage mich durch und zu meiner Erleichterung erfahre ich, daß schon bald ein Pritschenwagen nach Salavan fährt. Dort gibt es bestimmt einen Arzt.

Also gehe ich Pat entgegen und erspähe ihn schon bald. Er gibt kein Wort von sich, in Taoy legt er sich sogleich in den Schatten auf die Bank. Auch die Cola die ich organisiert habe bekommt er nicht herunter. Was ist nur los? Endlich fährt der Wagen vor, wir laden auf, und auf geht's.

Im Provinzkrankenhaus von Salavan stellt sich heraus, daß Pat Malaria hat, und wir werden noch einige Tage hier verbringen, ehe wir die Strecke wieder aufnehmen und die Fahrt nach Norden fortsetzen können.

FREDERIC HOLZWARTH